

(Nachdruck verboten.)

11)

Im Kreise.

Erzählung von Wacław Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

Alexander wartete, bis sich alles wieder beruhigt hatte, faßte mit dem Arm über seinen Kopf und begann, indem er leicht gegen das Messer stieß, ein Loch ins Eis zu bohren. Dann steckte er das Messer ins Loch, und ohne seine Lage zu ändern, zog er sich vorsichtig in die Höhe. Er wiederholte dies Manöver einigemal, bis er sich vergewisserte, daß er auf dem Eise niedertreten könne, da begann er, auf den Knien rutschend, sich vom Wasser zu entfernen. Er hörte das Rauschen und fürchtete, daß ihn die Strömung weit fortgetragen habe. Vor sich sah er ein schwarzes, ungeheures Loch, in dem sich die Sterne spiegelten und dann wieder hinter Wolken verschwanden. Aus dem lauten Plätschern des Wassers erkannte er jedoch, daß er oberhalb der Hauptströmung der Bucht war, hier wurde es flach und er konnte die Insel auf alle Fälle, sei es auch im Wasser wadend, erreichen. Von dort aus war es bis nach Hause nicht mehr weit. Es zeigte sich jedoch, daß die Eisscholle sich nicht vom Uferende entfernt hatte, er sprang hinunter und begann den Platz zu umkreisen, klopfte prüfend mit dem Messerstielf auf Eis, da das Ende seines Stodes bereits so weich geworden war, daß es keinen Klang mehr gab. Der dunkle Uferstrand hob sich immer deutlicher vor ihm ab. Jetzt erreichte er das Ufer mit einem Sack und lief aus Leibeskräften bis zu Froshanges Jurte. Bei der schnellen Bewegung wurde er warm, und das gab ihm ein Gefühl der Sicherheit und Freiheit. Lange klopfte er gegen die Thür, bis ihn die Schlafenden hörten. Gurstend, räuspernd öffnete die Frau den Kiesel.

„Deine Tochter ist nicht hier. Die ist bei Dir zu Hause.“

„Zu Hause? Allein?“

„Allein. Was kann ihr denn passieren? Ich hab' sie am Abend nach Hause getragen und bin bei ihr geblieben, bis sie eingeschlafen ist.“

„Bist eine tüchtige Frau! Ich bring' Dir was Schönes aus der Stadt mit. Jetzt aber steck' Feuer an, daß ich meine Kleider trodne. Ich bin ins Wasser gefallen, und zu Hause werd' ich das Kind.“

„A—ka—hyn!“ Die Jakutin schlug die Hände zusammen, als sie beim Lichtschein Alexander in seinen durchnässten, mit Eis bedeckten Kleidern sah.

„Du bist unglücklich tollkühn, Fremder! Keiner von uns wird wagen, den Fluß in der Nacht zu überschreiten!“

Da lächelte er stolz.

VI.

Alexander hatte sehr viel Mühe, das Pferd zu bändigen und vor den Pflug zu spannen. Es warf sich zurück und bäumte sich, das ungewohnte Gerät, die Bewegung der Räder, das Boltern der Erdschollen erschreckte es; es zitterte und schäumte, stellte sich auf die Hinterbeine und zerbrach den Pflug wiederholt. Alexander hatte niemand, der ihm geholfen hätte, denn selbst Froshange mied ihn, seitdem er sich Kapitons Feld angeeignet hatte. Zosia und Njar, die einzigen Zeugen seiner Bemühungen, vermehrten die Verwirrung. Das Kind schrie: „Papa! Das Pferd schlägt Dich tot!“ und weinte kramphhaft, und der Hund bellte das ungehorsame Pferd unaufhörlich an. So mußte Alexander denn beide zu Hause einschleichen; aber er wandte sich häufig um und immer sah er das Gesicht seines kleinen Mädchens, das gegen die Scheiben gedrückt war, und das machte ihm Mut. Endlich nach vielen Versuchen, nachdem er Brony ein- und ausgespannt hatte, verstand das Pferd, was man von ihm verlangte, und begann gleichmäßige Furchen zu ziehen. Die Jakuten, die in jener Gegend wohnen, pflügen nicht im Herbst, sondern erst direkt vor der Saat. Alexander beschloß, es zum erstenmal ebenso wie die Eingebornen zu machen. Er beackerte ein Stück Feld, das seiner Jurte am nächsten lag, auf dem Hügel, wo es Spuren früherer Feldarbeit gab. Die Erde schien gut und locker. Das Vorhandensein mancher Pflanzen war ein Beweis ihrer Fruchtbarkeit. Alexander wollte mit der Zeit den ganzen Hügel bebauen, wo es wohl an vier Zehent lehmigen Bodens gab; aber diesmal hatte er weder Zeit noch

Getreide genug, und so begnügte er sich mit einigen Hundert Klaftern. Einen Tag wartete er, damit der Acker trocken wurde, dann begann er mit der Aussaat.

Das Eis im Flusse ging krachend, es trieb schäumend und brausend nach Norden. Aus dem Thale, das bald im Sonnenlichte funkelte, bald mit Wolken bedeckt war, hörte man das Bersten der springenden Eisschollen, der Wind heulte und Scharen von Wandervögeln flogen krächzend vorbei. Jeden Augenblick hörte man das Schreien der Gänse, die klagenden Töne der Möven, das Krächzen der Kraniche. Ganze Schwärme wilder Enten zogen schweigend vorüber und schlugen nur mit den Flügeln; ruhig und lautlos wie Nebelbilder zogen Schwäne vorbei. Auf den Wiesen, den Sümpfen, dem See begrühten sich pfeifend, schreiend Möven, Lerchensalken und kleine Enten. Auf trockenen, höher gelegenen Plätzen kämpften Feldhähne untereinander, im Walde schrie der Stoduk.

Alexander streute vorsichtig die Körner. Er war bewegt, seine Hände zitterten. Er sah zum Himmel empor und unwillkürlich entblöhte er den Kopf. So begann denn ein neues Leben. Gut oder schlecht, aber jedenfalls anders. Alle Bewohner der Jurte assistierten diesem feierlichen Akt. Neben dem grauen Weimwandsack, kaum größer als dieser, stand Zosia in ihrem Strohhut mit einem Strauße gelber, jakutischer Primeln. Neben ihr hatte sich Njar niedergelegt, er ließ die Ohren hängen und verfolgte aufmerksam die Arbeit seines Herrn: selbst Brony, vor die Egge gespannt, wandte ihm seinen klugen Kopf zu, er wieherte leise und spitzte die Ohren. Alexander streute das Getreide mit vollen Händen. Doch die Arbeit war nicht leicht; sein erster Wurf war zu stark, der nächstfolgende zu schwach, die dritte Handvoll trug der Wind auf eine Stelle hin, wo er schon gesät hatte. Unterbrechungen und zu dichte Stellen, die Alexander vergebens in Ordnung zu bringen suchte, wiederholten sich; seine Bemühungen waren umsonst, das Korn gehorchte der ungeübten Hand nicht. Negerlich und furchtbar müde, wollte er einen Versuch mit Sand machen, um nicht unnützig Feld und Samen zu vergenden. Er mühte sich, sich klar ins Gedächtnis zu rufen, wie es die Bauern bei ihm zu Hause machten: die schöpften das Korn aus der Schürze und streuten. Beim ersten Schritt flog eine Handvoll Getreide im Halbkreis nach rechts, beim zweiten im Halbkreis nach links. Eins, zwei... eins, zwei! Einigemal schritt er über das Feld und streute Sand, bis er fühlte, daß seine Bewegungen freier wurden. Ehe er jedoch mit der Hälfte des Feldes zu Ende war, sah er drei Reiter am entgegengesetzten Ufer des Sees. Der eine ritt voran, dann folgten zwei, die zusammen auf einem Pferde saßen. Bei Froshanges Jurte übersehten sie den See und ritten jetzt direkt auf ihn zu. Alexander erkannte Kapiton mit Sohn und Knecht. Um auf alle Fälle gerüstet zu sein, hing er seine Waffen an, die er neben dem Sacke hatte liegen lassen. Die Jakuten friegen ab, sie schienen nur Messer im Gürtel zu haben. Der Arbeiter jedoch galt als Streithans und als der stärkste Kerl in der ganzen Gegend.

„Kapsiel!“ begrüßte ihn Kapiton vorsichtig.

„Kapsiel!“

„Was machst Du, Fremder? Du jäst wirklich auf meinem Grund und Boden? Das ist doch kein herrenloses Gut, und die Gemeinde hat Dir's nicht gegeben. Du weißt das wohl. Das Feld gehört mir, und nach dem Gesetze kann ich Dir's nicht abtreten.“

„Auch ich handle nach dem Gesetz. Ich habe Euch gesagt: Gebt Ihr nicht gutwillig, so nehme ich! Verlaß' mich mir. Soviel Jahre hast Du nicht gesät; Du brauchst das Feld nicht.“

„Mach' Du Dir keine Sorgen darüber, ob ich's brauche oder nicht. Ich geb's nicht, denn es ist nicht meine Sache, für die Gemeinde einzustehen. Fort mit Dir!“

„Schäm' Dich, Alter! Hab' ich Dir schon viel Land fortgenommen? Wenn ich mal fortgehe, gebe ich Dir's in besserem Zustande zurück.“

„Deines will ich nicht haben und meines geb' ich nicht. Und zu schämen brauch' ich mich nicht, ich hab' nicht gestohlen, noch fremdes Gut genommen. Geh' und mach' keine Flausen.“

Alexander zuckte mit den Schultern und machte sich ruhig wieder an seine Arbeit.

Die Zakuten aber traten ihm in den Weg.

„Untersteh' Dich nicht! Brauchst Du Gewalt, so brauchen wir sie auch!“

„Bist Du verrückt geworden, Alter? Stör' mich nicht länger und mach' hier Platz. Ich hab' Dir ja schon gesagt, daß Du mich verklagen kannst.“

„Das ist eine Sache für sich, den Boden aber sollst Du nicht kriegen!“ Er streckte die Hand nach dem Eimerchen aus Virenrinde aus, in dem Alexander das Korn trug.

„Sei, Wahylej!“ rief er dem Knecht zu, „nimm den Sack.“

Wahylej gab Kapitons kleinem Söhnchen die Zügel.

Alexander wurde blaß und nahm seine Waffe.

„Hör', Alter, verlier' den Verstand nicht und mach' keine Dummheiten. Ich werde säen, und wenn Du Gott weiß was angiebst. Du sagst, daß die Gemeinde Dir nicht aufgetragen hat, mir Ackerland zu geben. Schön, so werde ich Dir Pacht bezahlen und mir das Geld von der Gemeinde zurückerzahlen lassen. Ich werde zahlen, wieviel der Kassiedateli bestimmt. Und jetzt fort mit Dir. Denn ich werde säen, auch wenn Du Dich auf den Kopf stellst.“

„Warum sollte ich denn auf dem Kopf stehen? Auch wir bezahlen Steuern und sind Menschen. Geld nehmen wir nicht von Dir, wohl aber Du von uns . . . fremdes Mistvieh! Ich werde Deinen Samen ausschütten und damit basta!“

Er holte mit dem Fuße in der Richtung des Sackes aus, aber Alexander stieß ihn im selben Augenblick mit einem kräftigen Fußtritt zurück. Der Zakute taumelte.

„Seht mal, seht! Der wagt zu schlagen! Du bist wohl tatarischer Abstammung?“

„Fort mit Euch! Auf der Stelle! Das Land um mein Haus ist mein!“ schrie Alexander und stieß mit dem Hinterteller auf die Erde. Seine schwarzen Augen schossen Blitze, die Stirnadern schwoilen.

„Marja, fort!“

Die Zakuten traten einen Schritt zurück, blieben neben den Pferden stehen, aber sie dachten nicht daran, fortzugehen. Die Lage wurde schwierig. Er wollte nicht dastehen und sie bewachen, arbeiten aber konnte er nicht, denn sie hätten ihm im selben Augenblicke den Sack fortgenommen. Sie errieten sein Schwanken.

„Wir werden hier auf dem Feld übernachten, aber Dir überlassen wir's nicht! Verfluchter Räuber! Der steht da, wie festgewachsen!“

„Njar, Njar! Her da!“ Jossia kroch aus dem Gestrüpp heraus und betrachtete die Fremden neugierig. Der Hund schoß wie ein Pfeil auf Alexander los.

„Njar, aufgepaßt! . . . Laß das nicht anrühren!“ Er ließ den Hund als Wächter neben dem Sacke und begann ruhig weiter zu säen.

Die Zakuten betrachteten das große, zottige Tier, das sich ihnen zornig zuwandte, mit nicht geringem Schrecken. Die gelben Augen des Untiers folgten all ihren Bewegungen, seine lang herunterhängende Lippe hob sich krampfhaft, er fleischte die Zähne.

Alexander entfernte sich immer mehr. Da bestiegen sie ihre Pferde und folgten ihm.

„Du willst den Hund auf uns hegen! . . . Sä' nur, Siskandra, aber ernten wirst Du nicht! Das wirst Du nicht erleben!“ schrie Kapiton ihm nach und schlug den Weg wieder ein, den sie gekommen waren.

Alexander ließ sie nicht aus den Augen, so lange sie um den See kreisten, sie aber sahen sich häufig um, hielten sogar einmal die Pferde an, sprachen untereinander und wiesen mit der Hand nach seiner Zurte. Vor Froschauges Zurte machten sie Halt, saßen ab und gingen in die Stube.

„Seige Memmen! Die thun mir nichts! Gaben ja 's Herz nicht dazu,“ murmelte Alexander. „Geh' nach Hause, Kleine! Sei brav und geh' nach Hause! Brony wird Angst haben. Geh' und nimm Njar mit,“ redete er auf Jossia ein.

„Sind die Zakuten gekommen? Gute oder böse Zakuten? Wollen sie Dir das Feld nicht geben?“ fragte die Kleine altflug und sah in das vergrämte Gesicht des Vaters.

„Geh' nach Hause, Kind! Njar, nach Hause!“

Beide gingen ungeru. Alexander spannte das Pferd vor und begann es ruhig zu unterweisen, indem er es an der Krense führte.

Er ging einmal ums Feld, dann machte er eine Pause. Es war schon Mittagszeit und die Sonne brannte. Selbst die Vögel schwiegen und verbargen sich im Laub. Durst quälte

ihn. Jossia rief vom Hause aus, daß sie Hunger habe, so ging er denn, um das Essen zurecht zu machen. Nachmittags ging er wieder aufs Feld und arbeitete bis zum Abend.

Die Sonne ging unter. Das Pferd war müde und bewegte sich nur träge, man mußte es mit lautem Rufen und Peitschenschlägen anfeuern. Auch Alexander war furchtbar abgesspannt von dem einformigen Auf und Nieder auf dem kleinen Flecken.

Kühlung wehte vom Fluß; die eisernen Zähne der Egge schlugen gegen die Eisschicht des Bodens, die beim Untergang der Sonne sich schnell wieder zusammenzog. Die feuchte Erde verhärtete sich. Es war Zeit, auszuruhen, das Nachtessen zu kochen, der Kleinen zu essen zu geben und sie zu Bett zu bringen.

Alexander spannte das Pferd aus und führte es nach Hause. Er wollte die Egge auf dem Felde stehen lassen, da er keine Lust hatte, das schwere Gerät auf dem Rücken nach Hause zu schleppen, aber der Huhlied des gefatteten Pferdes vor Froschauges Zurte mahnte ihn, daß er auf seiner Hut sein müsse.

Als er sich endlich mit dem Kinde zum Essen gesetzt hatte, der Hund zu seinen Füßen lag, suchte er wie Ruhe und Frieden ihn überkommen. Es war der erste Tag wirklicher Arbeit. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er selbst den Saß der Mutter Erde, der großen Ernährerin, berührt, es stand keine Mittelsperson zwischen ihm und ihr.

„Nj, Töchterchen,“ sagte er, indem er das warme, geröstete Brot zerschnitt und Thee einschenkte. „Bald werden wir unser eignes Brot essen.“

„Mit Butter?“

„Vielleicht auch mit Butter.“

Die Flamme knisterte lustig im Kamin und vergoldete die kahlen Wände mit ihrem röllischen Lichte; Njar, der aufrecht neben seinem Herrn saß, schien sein Essen, das auf dem Herde stand und noch nicht fertig war, zu bewachen.

Alexander überkam ein ungeheures Bedürfnis nach Ruhe. Die Augen fielen ihm zu, die Arme sanken schlaff herab. Aber er hatte noch viel zu thun: er mußte Jossia ausziehen — die arme Kleine, die den Kopf aufgestützt hatte, war in den Kleidern eingeschlafen —, Njar und das Pferd füttern und Geschirr aufwaschen.

„Papa! Papa! Meine Blumen ins Bettchen! Die sollen mit mir schlafen wie 'ne Puppe,“ flüsterte die Kleine mit geschlossenen Augen. Er suchte den mit einem Stalm zusammengebundenen Blumenstrauß und legte ihn auf ihr Kissen.

Das Pferd war noch warm, und er mußte warten, bis es sich abgekühlt hatte, ehe er ihm zu fressen geben konnte. Das arme Tier, das müde und hungrig war, wieherte leise, gleichsam klagend, als er Heu in die Krippe thut.

Die Arbeit im Freien machte ihn wieder frisch. Der Abend war ruhig und feucht. Purpurne Abendröte bedeckte den Himmel und überflutete die ganze Gegend mit tiefen Tinten. Die graue Ferne, der dunkle Wald, der Nebel jenseits der Wiesen, die Wolken, die unbeweglich über dem Aldan hingen, alles strahlte in ihrem Lichte. Eine Schar Enten flog über das Thal und verschwand im nahen Gebüsch. Alexanders scharfes Ohr fing die von dorthin kommenden Stimmen auf, auch das Geschrei der Gänse und die Stimmen anderer Vögel unterschied er. Dort bildete der schmelzende Schnee alljährlich einen kleinen, dicht mit Weiden umstellten See, und diesen Platz wählten sich die Wandervögel mit Vorliebe zum Nachtquartier.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdem verboten.)

Mutterpflichten.

Von Léon Kanroß. Autorisierte Uebersetzung.

(Die junge Mutter — oder vielmehr angehende Mutter — liegt auf einer Chaise-longue, auf Bergen von spizenbesetzten Kissen, umgeben von Kinderwäsche: so allerliebsten, so toletten Tüchchen, Häubchen, Hemdchen, daß man sie eher für Puppenfäden, als für Gebrauchsgegenstände halten möchte. Eine Freundin tritt ein. Lebhaftige Freudenrufe der jungen — angehenden — Mutter, die sich erheben will, aber durch eine Handbewegung der andren zurückgehalten wird. Zärtliche Umarmungen.)

Die Freundin: „Wie hübsch Du aussehst, Liebste! Gar nicht angegriffen!“

Die Mutter (geschmeichelt, dankbar): „Wirklich? Sehe ich nicht garstig aus?“

Die Freundin: „Du siehst frisch und rosig aus, wie ein Knegeborenes! Was macht Dein Baby?“

Die Mutter: „Aristide? Er wird schon ein bißchen ungeduldig.“

Die Freundin (lachend): „Aristide? Wird es denn ein Knabe sein?“

Die Mutter (sehr ernst): „Selbstverständlich! Mein Mann hat es mir fest versprochen. . . Das war meine Hauptbedingung, als wir uns heirateten. Ich erklärte ihm: Ich will zuerst einen Jungen haben!“

Die Freundin: „Aber wenn es nun doch ein Mädchen sein wird?“

Die Mutter: „Das würde ich meinem Mann nie verzeihen!“

Die Freundin: „Wahrscheinlich?! . . . Und was gedenkst Du mit Aristide zu machen? Bist Du eine Amme nehmen?“

Die Mutter (entsetzt): „Eine Amme? Den süßen Kleinen einer Amme, einer Mietsperson, einem elenden Bettelweib anvertrauen, das womöglich schmutzig und unsauber ist?! Niemals! Ich werde ihn selbst nähren! (Docierend): Meiner Meinung nach ist eine Frau, die ihre Kinder einer Amme übergibt, überhaupt nicht wert, Mutter zu werden!“

Die Freundin (sie unarmend): „Ach, Liebste, welch' ein Genuss, Dich so sprechen zu hören! Junge Frauen, besonders wenn sie hübsch und elegant sind wie Du, finden so selten den Mut, ihre Mutterpflichten zu erfüllen.“

Die Mutter: „Mut? Was für ein Mut gehört denn dazu? Ich meine, das ist ein Vergnügen! (Sieh allmählich eifernd.) Mama und das Baby — das ist doch so nett! . . . Beide weiß, beide zierlich und sauber, wie auf den hübschen Bildern, weißt Du, in den Modejournalen, mit Versen darunter, in welchen man sie mit allen möglichen hübschen Dingen vergleicht, z. B. „Rose und Knospe“ oder „Henne mit Küchlein“ . . . und was weiß ich noch alles!“

Die Freundin (weniger begeistert): „Ja, ja, in Versen macht sich das ganz hübsch. . . Aber dann muß man sich doch auch so manche Entbehrung auferlegen.“

Die Mutter (immer noch entzückt): „Selbstverständlich! Man muß eben verzichten lernen! Ich habe meinem Mann übrigens schon gesagt: Du weihst, ich will sehr vernünftig werden! Also so lange ich Baby nähren muß, fordere mich nicht zu Versuchungen auf, selbst nicht bei Deiner Mutter! . . . Um so mehr, als sie mich langweilt, seine Mutter. Du kannst Dir gar keinen Begriff davon machen! . . . Ich werde mich nicht von Hause fortziehen!“

Die Freundin: „Sehr gut!“

Die Mutter: „Meine Freundinnen können mich ja besuchen, wenn sie mich sehen wollen; man wird dann so gegen fünf Uhr kleine Theegesellschaften im Garten arrangieren, sobald es das Wetter erlaubt. Du sollst mal sehen — das wird allerliebste sein! (Sehr ernst.) Ich will lediglich meinem Baby gehören. . . bis sieben Uhr!“

Die Freundin (erstaunt): „Nur bis sieben Uhr!“

Die Mutter: „Ja, solche Kinder schlafen doch früh ein. Wir bringen Baby vor dem Diner zur Ruhe, wenn wir mal auswärts speisen wollen.“

Die Freundin (inquisitorisch): „Gedenkst Du oft auswärts zu speisen?“

Die Mutter (verlegen): „Nein, nicht oft! . . . Etwa drei oder vier Mal in der Woche. . . höchstens!“

Die Freundin: „Ja, aber wenn Du Baby selbst nähren willst, mußt Du mit Deinen Mahlzeiten sehr vorsichtig sein, verstehst Du? Keine gewürzten, reizenden Speisen, keine Weine, keine Spirituosen.“

Die Mutter (lachend): „Du glaubst vielleicht, ich betrinke mich bei jedem Diner? Ich trinke einen Fingerhut voll, Liebste, wenn es hoch kommt. . . Und ebenso mäßig bin ich beim Essen: ich habe solch' schreckliche Furcht, dich zu werden!“

Die Freundin (lächelnd): „Sieh mal an! Die liebe Eitelkeit! Um eine gute Nährmutter zu sein, darfst Du Dir aber auch nicht das Essen entziehen, selbst wenn Du wirklich dich werden solltest!“

Die Mutter (betroffen): „Ich soll dich werden? . . . O! . . . Es wird doch vielleicht besser sein, nicht auswärts zu speisen. . . Ich werde dann nur von Zeit zu Zeit mit meinem Mann irgend eine Abendgesellschaft besuchen, weiter nichts!“

Die Freundin: „Abendgesellschaft? Womöglich tanzen? Dir die Milch verderben?“

Die Mutter (etwas gereizt): „Milch verderben? . . . Tanzen. . . Gott, eine große Herrlichkeit, solch' ein Balzer. . . oder zwei!“

Die Freundin: „Und wenn Baby in dieser Zeit plötzlich Hunger bekommt?“

Die Mutter (verblüfft): „Wie? Mitten in der Nacht? Ja, glaubst Du, daß ich ihn daran gewöhnen werde, wie eine erwachsene Person so spät zu soupiert? Der Arzt hat mir und meinem Mann das Souper verboten, weil eine so späte Mahlzeit der Gesundheit äußerst schädlich sei. (Triumphierend.) Und wenn das für uns, seine Eltern, nachteilig ist, dann muß es doch für Aristide noch viel gefährlicher sein, nicht wahr?“

Die Freundin (lächelnd): „Das läßt sich wohl nicht vergleichen. . . Aber in jedem Falle wirst Du doch zu solch' einer Soirée Toilette machen, ein Korsett tragen, Dich schmücken, die Blut-

cirkulation erschweren, nicht wahr? . . . Und das alles ist streng verboten, wenn man näht, genau so streng verboten, wie sich müde und matt zu tanzen und spät schlafen zu gehen!“

Die Mutter (nachdenklich): „Mein Gott, ich spreche immer davon, daß ich Aristide nähren will! . . . Am Ende werde ich es gar nicht können? Der Arzt sagte mir: „Bei Ihrer garten Konstitution wird es vielleicht besser sein, das Kind mit der Flasche aufzuziehen!“ (Wittend.) Man kann eine gute Mutter sein, auch wenn man sein Baby mit der Flasche aufzieht, nicht wahr?“

Die Freundin: „Aber sicher, liebes Herz! Auch dabei ist so mancherlei zu beachten, wozu allein eine Mutter die nötige Aufmerksamkeit und Sorgfalt mitbringt. So z. B. das Sterilisieren der Milch, gleich wenn man sie ins Haus bringt.“

Die Mutter (erschreckt): „Wie? Aber man bringt sie schon um 6 Uhr früh. . .!“

Die Freundin: „Nat ja, dann muß man eben um 6 Uhr aufstehen.“

Die Mutter (weinerlich): „Wenn man aber gewöhnt ist, erst um 10 Uhr aufzustehen. . .? (Nachdenklich): Mein Gott. . . schließlich. . . das mit den Ammen. . . ist doch weiter nichts als ein Vorurteil! Es giebt wirklich Prachtexemplare unter ihnen! Und von dem Augenblick an, da man solch' ein Mädchen gut pflegt, reichlich ernährt, sorgfältig überwacht.“

Die Freundin: „Es in seiner Nähe schlafen läßt, damit man in der Nacht sofort hören kann, wenn Baby weint oder irgend etwas braucht.“

Die Mutter (träumerisch): „Ja. . . ja. . .“

(Es schlägt 5 Uhr.)

Die Freundin (aufspringend): „Ach, mein Gott! Schon so spät? Ich muß mich beeilen.“

Die Mutter: „Warte doch noch ein paar Minuten. Mein Mann kommt gleich. Du mußt ihm doch „Guten Tag“ sagen. (Man hört eine Thür öffnen; eine Männerstimme im Korridor.) Da ist er schon!“

(Eintritt des Gatten. Höflichkeit: „Gnädige Frau!“ Händeschütteln. Desinfizierender Abgang der Freundin. Endlich allein.) Der Gatte (die junge — angehende — Mutter unarmend): „Gar nicht müde, Liebchen? (Unruhig.) Du siehst ja so traurig aus?“

Die Mutter (wie aus einem Traum erwachend): „Was? Ich? . . . Wie kommst Du darauf? Ich habe mit meiner Freundin geplaudert.“

Der Gatte: „Ich wette, sie hat Dir gute Rat schläge gegeben. Sie macht solch' einen gefesteten Eindruck!“

Die Mutter: „Sie ist eine Frau, auf deren Worte man hören kann, nicht wahr?“

Der Gatte: „Unbedingt! Aber was hat sie Dir denn gesagt?“

Die Mutter: „Was sie mir gesagt hat? Sie hat mir gesagt, daß es mir unmöglich, einfach absolut unmöglich sein wird, Aristide zu nähren, daß wir unbedingt eine Amme nehmen müssen!“

Der Gatte (sehr erstaunt): „Eine Amme? Warum nicht gar! Sie.“

Die Mutter (sehr entschlossen): „Zatwohl, eine Amme! . . . Man macht die armen Kleinen zu unglücklich, wenn man sie bei sich behält; — man muß den Mut haben, sich von ihnen zu trennen!“ —

Kleines feuilleton.

III. Im Krankenhause. In dieser letzten Sprechstunde vor dem Fest waren die Besucher ziemlich spärlich gekommen. Die meisten hatten zu thun, sei es im Geschäft, sei es an eigenen Weihnachtsarbeiten. Nur die allernächsten Verwandten hatten sich an den Krankenbetten eingefunden.

Die junge Frau sah auf dem Bettrand und hielt ihres Mannes abgekehrte Hand. Ein hoffnungsfrohes Leuchten lag auf den beiden Gesichtern:

„Und Schmerzen hast du wirklich nicht mehr?“

„Nein, jarnicht! Bloß wenn se 'n Verband abnehmen, aber dann brennt's auch wie der helle Teibell!“

Die Augen der Frau glänzten auf: „Du weechte, eiffentlich bist du noch jut weechgekomen. Neulich is Maurer Bemer von's Zerüß je fallen; tat war er auf der Stelle.“

„Der Doktor sagt, noch drei Wochen, dann kann ich wieder raus, und 's Ween bleibt nich mal feiß.“

„Det is noch's beste, aber det de mi auch über Weihnachten drinbleiben mußt, grade über Weihnachten, und unser erstes Weihnachtsfest!“ In ihrer Stimme zitterte es jetzt doch, wie leicht verhaltene Thränen.

Er fuhr ihr lieblosend über die Wange: „Na, laß man, Wiege: 'n ersten Feiertag is Sprechstunde, dann sehen wir uns, und Heilig-Abend is ja auf'n Mittwoch, da is auch Sprechstunde, dann sehen wir uns zweimal hintereinander.“

„Heilig-Abend is keine Sprechstunde!“ rief eine Stimme aus dem Nebenbett.

„Na gewiß is Sprechstunde, er fällt ja auf'n Mittwoch,“ meinte einer von den andren Besuchern.

„Nein, 's is aber doch keine Sprechstunde, Schwester Mimma hat mir's gesagt: 'n Heilig-Abend fällt die Sprechstunde aus.“

„Mann, warum denn mit einmal? Und ausgerichtet auf'n Heilig-Abend? Wo man froh ist, wenn man seine Leute sieht.“

„Na, dafür haben wir ja 'n ersten Feiertag frei.“

„Als ob det nich einfach selbstverständlich wä're, det man seine Freunde in de Feiertage sieht.“

„Was hat man denn hier in dis Loch, wenn nich det bisten Freude auf'n Besuch.“

Die Unterhaltung war jetzt eine allgemeine geworden und flog von Bett zu Bett, auch die Gäste beteiligten sich daran. Die alte Frau, die drüben in der Ecke am Bett ihres totkranken Sohnes saß, stand auf und ging zu einer andren hin. Vanges Entsehen malte sich auf ihrem wellen Gesicht. Sie tuschelte: „Aee, is das wirklich wahr? Ach nee, man bloß nich, wo wir alle Heilig-Abend zusammengesewen sind, und 's is ganz jehwiz sein letzter Heilig-Abend, und da soll ich nich bei ihm sein können? Und 's wär' noch nich mal auf'n Abend, 's wär' doch nur auf 'ne Stunde am Nachmittag.“

„Se haben 'ne jocke Feiertag vor,“ erzählte der Kranke, der zuerst gesprochen. „Schwester Minna hat es mir gesagt. De Schwester wer'n Choral singen und der Pastor wird 'ne Andacht halten, da haben se vill zu velle zu dhun, da könn'n se keenen Besuch hier nich dulden.“

„Na ja, von wejen nich dulden, ich huste was auf ihre Feiertag, wenn ich auf'n Weihnachtsabend nich mal mit meine Kinder zusammen sein soll.“

Der Mann in dem ersten Bett der linken Reihe erhob sich etwas aus seinen Kissen und packte die jungen Mädchen mit dem Eigensinn des Kranken am Arm: „Det Ihr mir herkommt auf'n Heilig-Abend, 's is Sprechstunde, se müssen Euch reinlassen!“

„Ja, ja doch, Vater!“ Die GroÙe strich ihm beruhigend das abgesehrte Gesicht, die kleine Blonde schluchzt: „Na, wir wer'n doch her dürfen. Nu sitz'n wir schon Weihnachten ganz alleine, und wo nu Mutter erst jesterben is...“

„Laß doch man, Mädchen.“ Die GroÙe stößt sie an und weist heimlich auf den Kranken, dessen Waden brennen. „Det Ihr mir herkommt!“ Er sagte es noch einmal.

„In de erste Klasse is Besuchstunde,“ erzählt eine Frau, „in de erste Klasse können se überhaupt alle Tage ihre Verwandten bei sich sehen, zu jede Zeit, wenn se wollen.“

„Na ja, die bezahl'n auch!“

„Na, bezahlen wir etwa nich? Von uns hol'n se sich's Geld so gut, wie von die und unser Wisken zahlen wir oft noch 'n ganz Theil schwerer.“

„Ja, weiß Gott, und dann soll man Weihnachten noch nich aal de Verwandten bei sich sehen?“

„Aee, det können se Eenen doch nich zumuten.“

„Det wer'n se auch schon nich thun. Det wär' ja krausam.“

Es war ein Hin und Her in dem großen Saal, und mitten hinein klang die Glocke, und die schwarze Gestalt der barmherzigen Schwester erschien in der Thür. Mit lauter Stimme rief sie durch den Saal: „Die Besuchzeit ist zu Ende, nächste Sprechstunde am ersten Feiertag, die Sprechstunde am heiligen Abend fällt aus!“

Sie thaten es also doch, das „Grausame“. Es entstand verlegenes Schweigen im Saal, hier und da ein unterdrücktes Schluchzen, ein leise geklüßertes Abschiedswort, das halb wie verhaltenes Grollen klang.

Die kleine Alte stand vor der Diaconissin und rang die Hände: „Aee, aber Schwester Minna, auf'n Weihnachtsabend... und 's is doch sein letzter Weihnachtsabend... und da soll ich nich mal bei meinem Jungen sein? Lassen Se mir doch rein!“

„Aber Frau Müller, es geht doch nicht, dann würden die andren auch alle kommen. Was denken Sie, was wir hier zu thun haben? Wir feiern doch mit den Kranken Weihnachtsandacht.“ Sie klopfte der Alten auf die Schulter: „Nun lassen Sie doch nur 's Weinen, Frau Müller, Ihre Junge ist hier gut aufgehoben und der Herr Pastor hält 'ne schöne Rede und wir feiern überhaupt mit unsren Kranken 'n schönes christliches Weihnachtsfest.“

ss. Waldbrände. In einem Staat mit geregelter Forstverwaltung macht man sich schwer einen Begriff davon, wie ungeheure Waldschäde alljährlich auf der Erde durch Feuer vernichtet werden. Zwei Gebiete scheinen, jebiel man weiß, ganz besonders stark von Waldbränden heimgesucht zu sein, einmal die französische Kolonie Algier, sodann die Vereinigten Staaten und Kanada. Eine Zusammenstellung der Waldbrände in Algier während des Jahres 1902 ergibt, daß die dortigen Wälder, wenn kein Wandel geschafft wird, in verhältnismäßig kurzer Zeit durch das Feuer vollständig ausgerottet sein werden. In Miliana wurden 700 Hektar zerstört, in Ain-Jezza 400; letztere Stadt war von dem Brande auf allen Seiten umgeben und geriet selbst an verschiedenen Stellen in Flammen. Bei Saïda wurden nicht weniger als 5000 Hektar vernichtet, bei Guelina fast 1500. Dabei sind die Waldbrände in Algier jetzt bereits geringer geworden und erreichen nicht mehr die Ausdehnung z. B. von 1894, in welchem Jahre 100 000 Hektar Wald dem Feuer zum Opfer fielen. Der Schädigung nach sind in den letzten 25 Jahren fast eine Million Hektar der Wäldungen in Algier verbrannt, d. h. nahezu ein Drittel des gesamten Waldbestandes. Das Uebel ist schwer zu bekämpfen, weil die arabische Bevölkerung nicht dazu zu erziehen ist, mit dem Feueranmachen im Walde vorsichtig zu sein. Ueber die Wäldungen in Kanada besteht keine hin-

reichende Statistik, jedoch weiß man von denen in den Vereinigten Staaten genug, um ebenfalls ein höchst trauriges Bild der dadurch verursachten Zerstörung zu erhalten. Allein im Monat September dieses Jahres wüteten im Staate Washington vier große Brände, die einen Schaden von 18 Millionen Mark verursachten, auch zahlreiche Wohnstätten zerstörten und Verluste an Menschenleben zur Folge hatten. Aus dem Staate Oregon wäre Mehrliches zu melden. Die Verge vom mittleren Kolorado bis Wyoming sind durch 18 gewaltige Feuerbrünste fast völlig kahl gelegt. Im Staate Wyoming wühten die Brände tagelang und vernichteten 75 000 Hektar. Nur die von staatlichen Beamten überwachten Waldreserven wurden so gut vertheidigt, daß sie nicht viel durch das Feuer gelitten haben.

— Die Indigo-Industrie in Ostindien. Die „Chemische Zeitschrift“ schreibt: „Dem „Englischman“ zufolge wird die auf dem Markt von Kalkutta in diesem Jahre zum Verkauf kommende Menge Indigo auf nur ein Drittel des 125 000 Maunds betragenden Jahresdurchschnitts geschätzt. Nach Ansicht der genannten Zeitung wird, wenn nicht besondere Maßnahmen getroffen werden, die Indigo-Industrie Indiens in drei bis vier Jahren auf das äußerste gefährdet sein. Zur Zeit können nur die Fabriken, die ein erstickliches Produkt herstellen, den Wettbewerb mit dem synthetischen Indigo aushalten. Geringere Indigosorten sind nur schwer und unter dem Selbstkostenpreise veräußlich. Die indische Indigo-Industrie kann nur dann wieder zur Blüte kommen, wenn die Pflanze für ihr Produkt 160—200 Rupien zu erzielen vermögen, da die Produktionskosten sich nur in sehr wenigen Fällen unter 140 Rupien stellen und die Mittel, sie zu verringern, erschöpft sind. Dazu kommt noch, daß der künstliche Indigo angeblich infolgedessen qualitativ besser ist, als man mit ihm infolge seiner größeren Reinheit hellere Töne und daher jeden gewünschten Farbenton erzielen könne, was bei dem natürlichen Indigo nur schwierig und ungewiß ist.“

Medizinisches.

ie. Augenzwinkern und Augenschwäche. Die Wissenschaft kennt unter dem Begriff der Augenschwäche (Nyctenopia) eine besondere Beeinträchtigung des Sehens, die sich gar nicht selten bei normaler Sehschärfe einstellt. Gewöhnlich wird sie zurückgeführt auf einen Mangel in der Wirkung des Spannmuskels der Aderhaut oder auf einen solchen der Nerven, die zur Anpassung des Auges an die Betrachtung naher Gegenstände dienen. Die Anzeichen der Augenschwäche treten daher in solchen Fällen ein, wo die Anpassung des Auges an nahe Gegenstände besondere Anstrengungen macht, und bei normalen Augen dann, wenn das Allgemeinbefinden durch Krankheit geschwächt ist, wie namentlich nach angedehnten Fiebern. Solche Personen klagen dann meist über Unfähigkeit zu lesen, zu schreiben oder Musik zu machen, indem sich schon nach wenigen Minuten eine Trübung des Blicks, Augenschmerzen, Thränen und Blutandrang einstellen. Diese Erscheinungen verschwinden nach kurzer Pause, kehren aber nach einer Wiederaufnahme der Thätigkeit zurück. Wird die Benutzung des Auges trotzdem fortgesetzt, so wird eine Rötung der Bindehaut bemerklich, die längere Zeit anhält, die Mäuler der Augenlider werden rot und geschwollen, und schließlich kommt es sogar zu einem entzündlichen Zustand des Auges. Nach einer Mitteilung des „Lancet“ hat jetzt Dr. Bull noch auf eine andre Ursache der Augenschwäche hingewiesen, die recht merkwürdig erscheint. Er bringt sie nämlich mit dem heftigen Schließen der Augenlider beim Niesen zusammen und glaubt, daß der dabei ausgeübte Druck die Oberfläche der Hornhaut reizt und dadurch die Wälder verschwommen macht. Auch kann sich durch das Blinken auf der Oberfläche der Bindehaut eine Schleimlinie bilden, die zu Störungen des Sehens Anlaß giebt. Wenn der erstere Fall zutrifft, empfiehlt Dr. Bull, ein zu heftiges Schließen der Augenlider möglichst zu vermeiden, ferner auch ein Niesen der Lider von außen her mit dem Finger. Leute, die zur Augenschwäche neigen, sollten außerdem darauf achten, daß sie den zu betrachtenden Gegenstand stets in eine Stellung bringen, die dem Augapfel keine drehende Bewegung aufnötigt. Befindet sich der betreffende Gegenstand unter der horizontalen Gesichtsebene, so sollte man lieber den Kopf soweit neigen, daß man bei einer Betrachtung trotzdem geradeaus sehen kann.

Humoristisches.

— Sicheres Kennzeichen. „Unser Hauslehrer scheint doch schon geheiratet zu haben!“

„Woraus schließest Du das?“

„Aus den Sägen da in Willys' englischem Heft: Die Suppe ist versalzen — der Braten ist angebrannt — der Pudding ist mikraten u. s. w.“

— Der moderne Lohengrin. Er (auf dem Heimweg vom Theater, zu seiner Frau): „Du, Kathi, so wie der Lohengrin werd' ich's auch mach'n! Wenn D' nochmal fragst, bal' i' bei der Nacht vom Wirtshaus heimkomm', wo i' herkomm', nacha geh' i', wie der Lohengrin, einfach wieder dorthin, wo i' herkomm'a' bin!“

— Auf dem Heimweg vom Wirtshaus. Angetrunkenener Bauer: „Schad', daß der Mensch bloß zwei Fäß' hat; mit vier könnt' ma' no' amal so viel bring'n!“
(„Fliegende Blätter.“)